

Sophie Passmann:

**Monologe angehender Psychopathen
oder: Von Pudeln und Panzern**

Vorwort

Von Sebastian23

Ich kam in die Poetry-Slam-Szene, als die Menschen noch Hand in Hand mit Mammuts lebten und Säbelzahniger über Löwenzahnwiesen liefen. Am Anfang warf ich mich mit Begeisterung in den Wettbewerb und glomm förmlich vor Ehrgeiz, doch mit dem Alter wurde ich milder. In den letzten Jahren habe ich immer weniger Leute die Kellertreppe runtergeschubst, weil diese mich beim Slam besiegt hatten.

Ganz im Gegenteil, ich sehe das mittlerweile so: Dem Nachwuchs gehört die Zukunft und mir gehört bald deren Geld – in Form von Rente. Ich möchte nämlich langsam auch mal auf den Schaukelstuhl am Kamin, ein schön ornamentiertes Pfeifchen rauchen und in goldenen Erinnerungslücken schwelgen. Ich bin immerhin 34 Jahre alt, auch wenn ich mich an guten Tagen wie 31 fühle.

Für junge Autoren, die die Bühne nicht scheuen, ist Poetry Slam in den letzten Jahren ein unglaublich guter Weg geworden, ein Publikum zu finden. Man muss sich das vorstellen: Da kommen Dutzende, Hunderte Menschen, die sich in Kneipen, Cafés und Kellerclubs zusammenfinden, um sich

Gedichte und Kurzgeschichten anzuhören. Das ist natürlich Benzin für jene, die eine kleine Flamme aufkeimender Kreativität in sich tragen. Plötzlich schreibt man nicht mehr nur noch für die Schreibtischschublade und höfliche Komplimente von Freunden und Mutti – man schreibt für die Saftschorle saufenden Horden von Germanistikstudentinnen (auf Lehramt!) im Publikum.

Aber nein, ich sollte nicht scherzen über Slam-Besucher: Die Zuhörer sind mutige Leute – sie erwerben mit der Eintrittskarte immer auch – Achtung, tieffliegende Phrase! – die Katze im Sack. Denn meist wissen sie nicht, welche Slammer an einem bestimmten Abend auf der Bühne stehen werden. Es gibt andererseits einen guten Grund, warum Poetry Slams fast immer gut besucht sind: Man wird in den allermeisten Fällen positiv überrascht. Und das nicht nur ein bisschen, manchmal kawemmst es einen echt aus den Tretlingen.

Lange Zeit moderierte ich einen der ältesten Poetry Slams in Deutschland im Café Atlantik in Freiburg. Dort hatte ich vor noch längerer Zeit einst meinen eigenen ersten Slam-Auftritt. Und ebendort geschah es, dass ich das erste Mal auf Sophie Passmann traf. Sie war damals gerade 15 Jahre alt und frech

wie die Zitrone gelb ist. Bereits bei ihrem ersten Auftritt machte sie sich am Mikrofon über mich und meine Mütze lustig. 250 Leute lachten herzlich – denn wenn ein kleines Mädchen einen alten Mann verprügelt, dann juckt dem Volk der Lachmuskel. Ich rechnete mir daher niedrige Chancen aus, meine Sympathiewerte zu steigern, indem ich Sophie von der Bühne und dann die Kellertreppe runterschubste. Also lachte ich mit, denn, verdammt, es war auch lustig – und ich dachte, es geht schon wieder vorbei.

Ging es aber nicht. Sophie kam ab da jeden Monat zum Slam und rockte jedes Mal das Haus. Das sagt man so in der Slam-Szene. Man könnte auch sagen: Die Zuhörer hingen ihr an den Lippen und lagen ihr zu Füßen. Wenn man diese Redewendungen nicht kennt, klingt das auch erst mal schmerzhaft. Es war jedoch ganz wunderbar.

Nach einer Weile nahm ich Sophie zur Seite und sagte: „Sophie, die Leute hier feiern deine Texte! Vergiss jedoch nicht: Die Welt ist groß und überall sind Slams! Geh doch mal auf Tour!“ Dann rief ich ein paar befreundete Slam-Veranstalter an und sagte ihnen, dass sie diese junge Dame doch mal in ihre Stadt einladen sollten. Das klingt erst mal so, als habe ich

ihre Karriere fördern wollen – in Wirklichkeit habe ich sie einfach weggeschickt. Wäre dieser Text im Internet, würde jetzt hier wohl ein Zwinkersmiley stehen. XD.

Der Rest ist Geschichte: Sophie wurde kreuz und quer durchs Land als Katze im Sack gebucht und rockte überall die Häuser. Sie stand auf kleinen und verdammt großen Bühnen und machte kleine und verdammt große Texte.

Und alles nur, weil ich sie nicht die Treppe runtergeschubst habe.

Daheim

Wie Bindfäden
regnet uns das Leben auf den Kopf.
Damit wir bloß nicht an ner Überdosis
sterben.
Damit wir bloß nicht welche von denen
werden, die am ersten Mai mit Steinen
schmeißen.
Weil wir verstanden haben, dass
Revolutionäre für gewöhnlich das Ruder
nicht dadurch rumreißen,
dass sie jeden Monat die Neon kaufen.
Che Guevara trug Pastell.
Und der hat Kuba nicht mit Bilderrätseln
befreit.
Kein Kranker dieser Welt wurde je mit
unnützem Wissen geheilt.
Stell dich auf die Straße, du und deine Werte,
du wirst sehen, der wütende Mob trägt St.
Pauli.
Und nicht Hornbrillen ohne Sehstärke.
Ohne die sieht man ein, dass Strobolichter
im Gesicht nur in Nachtclubs wie blaue
Augen von
Schlägereien aussehen.
Wir hauen uns nicht.
Um nichts.

Und niemand hält uns auf beim Untergehen.
Wir sitzen alle im selben Boot – der MS
Saufen.

Und schütten Aspirin Komplex, weil die
letzte Nacht mal wieder härter als hart war.

Und tagsüber
Stunden wie Langspielplatten
und keine einzige hörbare Hook.

Und tagsüber
Augen voller Schatten, wir fangen mit nichts
an und finden doch keinen Schluss.

Wir schreiben nur in zweiter Auflage,
denn erste Worte fallen uns schwer.

Wenn man fragt, wer wir sind, sag ich nur,
wer ich lieber wär.

Ich schneide mich selbst an Kreide
und schreibe weiß an Häuserwände:

Sag mir, wo sind wir zu Hause?

Wo sind wir daheim?

Leuchten all die Lichter
vielleicht doch nur zum Schein?

Wir feiern unser Dasein.

Hart.

Weil außerhalb des Klangradius dieser viel
zu lauten Anlage das Leben doch im Sterben

liegt.
Fuck yeah.
Generation Schlingensief.
Nur dass wir noch leben – und niemand
Witze drüber macht.
Denn wir haben versäumt, Geschichte zu
schreiben.
Wir haben versäumt, Leute aufzutreiben,
die sich aus dem fadenscheinigen Licht der
Szenekneipe
in die weite Welt stellen.

Unsere Coco Chanel:
H&M.
Unser Bert Brecht:
Helene Hegemann.
Unser Jack the Ripper:
Kachelmann.
Wir schaffen MTV zwar weg, behalten aber
Joko und Klaas.
Unser Jesus Christus:
Steve Jobs.
Unser kommunistisches Manifest:
Top of the Pops.
Unser Woodstock:
Rock am Ring.
Und moderiert wird's von Joko und Klaas.
Das war's.

Ich sollte ein Jugendkonzert für ein öffentlich-rechtliches Sinfonieorchester moderieren. Die spielten Beethoven und ich sollte sie mit Slam-Texten für junge Menschen attraktiv machen. So kam ich mal zu dem Vergnügen, mit 50 hervorragenden Musikern und 6 sündhaft teuren Flügeln auf einer riesigen Bühne zu stehen – vor knapp 1.000 Zuschauern. Das war eine wahnsinnige Erfahrung genauso wie ein Desaster. Zu den Jugendlichen – für die das Konzert immerhin gedacht war – gesellte sich auch das Stammpublikum: ältere Hochkultur-Herrschaften.

Die verließen noch mit dem letzten Taktstrich wütend und empört den Saal. Was hatte das junge Mädchen mit dem Piercing im Gesicht auf ihrer Bühne verloren?! Anschließend bekamen ich und die Orchesterleitung etwa zwei Wochen abwechselnd empörte und dann wieder beleidigende E-Mails. Trotzdem finde ich die Idee, Hochkultur und Poetry Slam in Konzepten zu verbinden, ganz hervorragend und nehme dafür auch Korrespondenz mit pensionierten Oberstudienräten in Kauf.

Musik

Track 1

Du denkst nichts Böses und plötzlich liegt die Welt um dich rum in Schutt und Asche. Statt klaren Gedanken trägst du nur noch eine Melodie im Kopf.

Du denkst: Wäre das die Apokalypse heute, sie hätte einen super Soundtrack! Kein schlechter letzter Tag.

Und du drückst zum gefühlt hundertsten Mal auf Repeat, weil, solange dich die Gänsehaut nicht loslässt, lässt du die Musik nicht los.

Und plötzlich hängen alle Fahnen auf halbmast und du hörst Moll und die Welt trägt Trauer.

Über gute Musik lässt sich einfach nicht streiten.

Sie lässt sich nur machen.

Sie hat nichts damit zu tun, in welche Clubs du gehst oder welche Shirts du trägst, sie braucht keine Videos mit nackten Frauen oder Awards.

Sie hat nichts mit Coolness zu tun.

Gute Musik ist nicht cool. Und coole Musik selten gut.

Nachwort

Slammer bekommen fast immer die gleichen paar Fragen gestellt. Wahrscheinlich weil die Antworten auf diese Fragen die Leute wirklich interessieren. Also:

Wie bist du zum Slam gekommen?

Durch Zufall. Ich habe in Freiburg, meiner Heimatstadt, ein Plakat für einen Poetry Slam gesehen. Ich hatte keine Ahnung, was das sein soll, und habe es zu Hause erst mal gegoogelt. Dann habe ich mir erst mal mehrere Monate youtube-Videos von Slammern angeschaut, bis ich mich getraut habe, selber mal mit einem Text auf die Bühne zu gehen. Das war im November 2009 in Freiburg. Ich habe den zweiten Platz gemacht und der Moderator Sebastian23 hatte wahrscheinlich Mitleid mit mir und hat mir erlaubt, noch mal zu kommen.

Der Rest funktioniert wie beim Schneeballprinzip: Jemand sieht dich, lädt dich ein, dann sehen dich noch mehr Leute, und auf einmal schaust du in deinen Kalender und stellst fest, dass du in diesem Monat 17 Auftritte hast.

Kann man davon leben?

Wenn man sehr, sehr wenig lebt, schon. Im Vergleich zu anderen Kunstformen ist Slam immer noch eine low-budget-Veranstaltung. Die Anzahl der Vollzeit-Slammer nimmt aber immer weiter zu. Aber die treten dann nicht nur auf, sondern veröffentlichen Bücher, geben Workshops, veranstalten selber Slams oder schreiben Auftragsarbeiten.

Ich habe mich bisher noch nie getraut, den Vollzeit-Versuch zu starten. Ich habe im echten Leben einen ganz normalen Job. Der hat aber auch viel mit Sprechen, Schreiben und Mikrophonen zu tun und gefällt mir mindestens genauso gut wie Poetry Slam.

Ist das Gewinnen wirklich wichtig?

Nein, das ist eigentlich nur dem Zuschauer wichtig. Wir Slammer wissen: Der beste Poet gewinnt nie. Oder es gibt überhaupt keinen besten Poeten. Oder der beste Poet hat ein paar Stunden vorher abgesagt. Man kann Kunst nicht vergleichen und in Zahlen bewerten. Dass Poetry Slam es trotzdem tut, ist eigentlich eine Unverschämtheit, es geht einzig und allein um Poesie.

Hast du einen Lieblingslammer?

Ja. Lars Ruppel.